

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 45

Artikel: Josef Reinhart

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochendchronik“
gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

25. November

Josef Reinhart.

Mys Müeti het mer brichtet:
„Chumm wieder einisch hei!“
Es syg so ganz verlaſſe,
Es syg so ganz elei.

Und drus, so hanem gschriebe,
I heig ja chuum dr Zyt,
Hab eifter z'ttie und z'schaffe,
Und 's Heigoh syg so wyt.

Doch einisch bini gange,
Bi heicho 's Wägli us,
Und 's Müeti hani gsunde
Elei im alte Hus.

Elei im chlyne Stübbi,
Wo 's Zyt goht a dr Wand,
Am Fänsterli het's gschloſſe,
Mys Briefli i dr Hand!

Man braucht von dem Solothurner Dialektdichter nur dieses Liedchen zu kennen und vielleicht einige wenige andere aus seinem zierlichen Gedichtbändchen „Liedli ab em Land“ dazu, dann weiß man, wer Josef Reinhart ist; daß er ein lieber, guter Mensch ist und ein feinsinniger Poet. Liest man sich tiefer hinein in seine Werke — wir besitzen von Reinhart neben dem Gedichtbüchlein einige wohlgefüllte Sammlungen von Dialekterzählungen, und neuestens hat er uns ein hochdeutsches Novellenbuch geschenkt*) — dann erkennen wir weiter, daß er ein genialer Beobachter, ein fast unerschöpfliches episches Talent und ein gewandter Erzähler ist, der über eine Kunst geübte Feder verfügt wie irgend einer der gerühmten Stilisten unserer Zeit. Er ist ein Künstler, gewiß; aber was mir mehr gilt: er ist ein Mensch und zwar einer mit einem guten Herzen, bescheiden dazu und still.

Dem Charakter entspricht es, daß seine Dichtungen nicht in die Breite und Weite gehen, aber dafür in die Tiefe. Er hat sein Stoffgebiet eng beschränkt, man könnte es mit wenigen Stichworten umschreiben. In seinem Gedichtbändchen — nicht viel mehr als ein halbes Hundert zwei- und dreistrophige Liedchen enthält es — da finden wir alle Töne seiner Lieder in einfach schlichten Weisen, die bald sehnichtsvoll-wehmütig, bald schalkhaft-neidisch klingen. Es sind die Weisen des Volksliedes — ihrer viele sind schon ins Volk hineingedrungen. Sinnig überschreibt sie der Dichter: „Am Waldsaum“, „Im Rösligarte“, „Und 's Meiteli singt“, „I għorre nes Glöggli“.

„Am Waldsaum“: das sind Lieder vom Frühling, von Wiesen und Feldern, vom Imbli und Schmetterling. Reinhart ist in einer Bauerngegend aufgewachsen. In Gallmoos bei Solothurn, in einer Bauernstube stand seine Wiege (geb. 1. September 1875). Das Stübchen ist klein und niedrig.

Hier sieht er in der Erinnerung sein Mütterchen, sein Müeti, das am Tische sitzt und strickt und den Sohn erwartet. Wie innig muß das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn gewesen sein; immer wieder kehrt das Bild von der wachenden und wartenden Mutter wieder in seinen Dichtungen. Das Verhältnis zwischen Mutter und Kind ist ihm der Inbegriff des Höchsten, was die Liebe zu bieten vermag.

„Im Rösligarte“: Da ist wieder Frühling und blühender Holder und Schlehdorn im Hag. Über hinter den Blüten gucken die schwarzen Auglein des hübschen Meiteli, des lieben Schätzeli, hervor.

Oheie, Oheie! I weis nit, was mer fühlst,
I wett, i wär es Aengelland,
Oder — hätt es Riggli a der Hand
Vom schönste, schönste Meiteli,
Us dr ganze, ganze Welt!

Reinharts Mädchengestalten sind alle durchwegs liebenswert, tüchtig und brav; ein wenig zum Necken geneigt, und der Schalk schaut vielen aus den Auglein. Ausnahmen bestätigen die Regel; eine Ausnahme macht die Lumpfer Riggeli aus der Stadt, die sich Mary schreibt, wenn sie nach dem städtischen Bräutigam angelt, und Ummereili, wenn sie Fidori, dem Bächter, Liebesbriefe schreibt. Anders als ein gewöhnliches Landmädchen ist die seine, man möchte sagen aristokratisch seine Tochter aus dem Landhaus mit dem messingenen Türgriff.

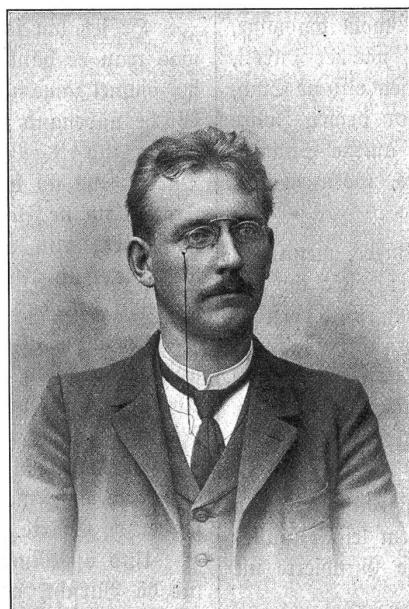
„Und 's Meiteli singt . . .“ Die Schlaue, die Sorgliche, die Glückliche, die Liebesfranke, jede hat ihre Weise zu singen. Manches dieser Liebesliedchen darf sich mit Kuhns besten Gedichten messen.

„I għorre nes Glöggli . . .“, „das lüttet so nett,“ ergänzt man unwillkürlich, wenn man die zarten Säckelchen liest vom Büebli, das der Sunneschyn ist fürs Huus.

„Es döpperlet lys a d' Türe,
Wär ich ächt wieder do.“
Hüt bin ig nit deheimer,
Söll numme wieder go.

Will schaffen und studiere
Zm Stübbi ganz elei,
Und chāmes groſsi Heere,
Sie chönnte wieder hei.

Es döpperlet a d' Türe,
Was ich das für ne Ma?
Er streett mer syri Aermli;
Für d' a Gast bin i z'ha!



Josef Reinhart.

*) Siehe die Zusammenstellung der Bücher Reinharts im 2. Blatt.

An den guten Mathias Claudius denkt man beim letzten dieser herzigen Liedchen: „Wächter Mond“.

Es goht der Monschyn über Feld
Und liegt's Land y und us,
Und usen Wäg, so chunnt er bald
Us fänster vorem Huus . . .

Doch legen wir das Bändchen aus der Hand. Es ist ein duftiges Sträufchen bloß aus dem blumenreichen Garten der Reinhart'schen Poesie.

Ich greife über seine Dialektdichtungen hinweg zu seinem letzten schönen Buche. Nicht weil mir die „Gschichtli abem Land“ oder die „Heimelig Lütt“ wenig gesagt haben. O nein, hier habe ich schon den ganzen fertigen Dichter Reinhart kennen gelernt mit seinem Reichtum der poetischen Einfälle, seiner Fülle von Beobachtungen, mit seinem guten Herzen. Doch halte ich „Heimwehland“, sein neuestes Novellenbuch, als die reifste und reichste seiner Gaben. Auch ist mir dieses „Heimwehland“, in das der Dichter führt, typisch für sein ganzes Schaffen überhaupt. Denn wenn ich für dieses irgend ein Kennwort suchen müßte, dann fänd ich kein besseres als dies: Reinhart ist der Dichter des Heimwehs, des Heimwehs im weitesten Sinne des Wortes: der Sehnsucht nach der Liebe und den Menschen, die man daheim, im eigenen Dörfchen, im eigenen Heim nur findet. — Die Einsamkeit, die äußerlich bedingte und die Seeleneinsamkeit, dies ist der Boden auf dem die Sehnsucht wächst. Meisterlich schildert

Reinhart diesen Zustand. Ob er sie wohl aus der Landschaft herausempfunden hat, diese elementare Naturstimmung? Ob wohl die einförmige, fahle Jurawand, die abends dunkel auf das angehende Hügelland herunterzieht, wenn die Sonne dahinter mit wunderbaren Farbenspielen niedergegangen ist, ob diese scharfe Abgegrenztheit des Solothurner Niederamtes ähnlich wie die des Hochgebirges das Gemüt beeinflußt?

Am Waldsaum kauert des einsamen Broneli Häuschen, scheu und verschämt wie ein verschupftes Menschlein.“ Zwei Fenster „schauen ins Schneeland hinaus wie schwache Blinzeläuglein unterm tiefen Schirmdach herfür.“ Verlassener und einsamer noch sieht die Hütte der Wälder-Anni aus, der Mutter des Allemisli, der wegen Brandstiftung in der Chesi steckt. Moos wächst auf dem verlöcherten Strohdach, wo die schwarze Dachspare zwüsche=n=uje gliegt hei, wie d'Ellböge us Großattis Lisnierspätz für.“ Zwischen den Treppenstufen wächst Gras; ein Gecklein könnte da zur Weide gehen. Die Stube, wenn man das finstere Loch so nennen könnte, ist dunkel und niedrig; der Boden nicht eben Parkett. Dies alles und der Staub auf dem Armeleute Hausrat, in den man hätte Haber säen können, ist für den Dichter Symbol der tiefsten Verlassenheit, in die das arme Fraueli, die Wälder-Anni versunken ist, sobald sie ins Lumpenbett liegt und sterben will. Ein Symbol der Einsamkeit des guten alten Jüngpferchens Broneli ist die Schwarzwälder Wanduhr, die müde und zitterig ihre einförmige Melodie tickt: „Rümm lang!“

(Schluß folgt.)

Wie der Dursli ne Ma worde=n=ischt.

Aus „Gschichtli ab em Land“ von Josef Reinhart.

„Der Räbacher-Dursli, poß Bohneblieft“, het üse Vatter mängisch gseit, „der Huet ab vor däm Ma! Ueber dä soll keine nüt sage, süssch het ers de mit mir z'tue! Eine, wo gschuelet worden isch, bis über d'Ohren us, wohl bigoßlige, so eine cha scho zu öppis cho, aber hingäge, wie der Dursli, numme sächs Winter i d'Schuel gange und jez e so ne Sach, vier Roß und e Stall voll Hautveh, und vor dröh'g Johre nit emol es rächts Hemmli am Lyb, aßers amene Sunntig het müeße läß alegge. Es sell Eine fürrecho, wo=n=em hüt ma d'Stange gha!“

Und mängsmol sy mer anem gsi, mir Buebe, wenn mer usem Stahlbänkli ghocket sy, wägem Dursli: wie's cho syg und worum aß me=n=em dä Name thüei sage. „Was verstöht dir vo däm“, het denn albe der Letti gmacht, „syt no z'jung, wenn der de troch syt hinder den Ohre! Aber einisch, anere Räbelösig, wo üs Buebe der Fluum aße cho isch under der Nase, fälbmol isch der Vatter doch usgrückt mit em Räbacher-Dursli.

„Jo währli“, so hei syne Gschichte=n=eifter agsfange, „jo währli, so chas go us dr Wält obe und usem leidist Güllermügger chas ne Ma gäh, wo=n=em mänge G'studierte nit d'Schuehrieme usflößt.

S'isch währli bim Räbacher-Dursli au amene Fädeli ghanget, so gieng er jez no i der Chehr umme, wie der Bürli Hoppi, oder wär chash us dr Gmein, versoffe und verluuset amene Ort im Spittel.

Aber mi seit nit vergäbe: ne rächte Träf syg mängisch 's beste Dokterzüg. Item, do ischs ömmel so gsi.

Aber loſed jez, so will ech die ganzi Gschicht dänk verzelle! Jo währli, wie goht au die Byt umme, lieget do, wie's mer i Bart gschneit het!

He jez bin ig am Frauetag scho fäczgi und der Dursli, was chan er dänk öppe nes halbs Jahr jünger sy! Item mer hei ömmel zäme=n=i-Hof müeße und anno siebezgi sy mer sächs Wuche näbenand z'Basel unde gsi, jo sächs Wuche; am Chilbiundig isch 's Mariann, eui Muetter und 's Anneli, em Dursli Sys no binis unde gsi, und im Dursli het sys jung Fraueli no ne Fläsche Chriesiwasser und es g'chocets Hammli g'chromet. Am Sundig druf hei mer drno hei chönne und wär die halb Fläsche voll Chriesiwasser im Habersack hei-gschleipft het, das isch üse Dursli gsi.

Jo fälbmol isch eis Gugelfuehr trieben worde: „Der Dursli stirbt allwäg gly“, hei d'Lütt gseit, „as er so ghebig wird.“ Aber 's müeß öppis sy a der Sach, sit aß er der Räbacher heig, syg er wie ne=n=umgchehrte Händsche.

Vorane, 's isch wohr, het mene dur e Tag us bis i alli Nacht yne niene=n=anders chönne finde weder im Pintli hinder de Charte.

Und üsi Muetter het albe gseit, es sig Sünd und Schad für dä Burscht, as er bei Meister heb. Aber Eine, wo=n=em d'Ellböge=n=eifter z'erscht hindern usc luege, syg usem rächte Wäg für no us d'Gmein z'cho. Aber göht: einzigi Chind grote nit gschwind! het me=n=albe gseit. Sy Muetter, s' Gattung het gmeint, es chonnt si verfündige, wenns im Bueb nit tät bibäpple bis dört usc, und gschaffet und g'räblet hets, wie nes Roß. Und wenns der lieb läng Tag si halb z'tod gwäschte gha het i der Stadt inn und z'Dbe öppe nes gutes